

Leseprobe aus:

Mardi McConnochie
Wenn das Meer die Liebe trägt



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Für Annabelle und Lila, in Liebe

Landurlaub, 1943

Er war sich nicht sicher, ob er noch den Weg zu ihrem Haus wusste.

Ihre Adresse hatte er schon vor langem verloren, und als das Schiff in den Hafen einlief, versuchte er angestrengt, sich an Einzelheiten zu erinnern – welche Bahn, welcher Vorort, welche Straße? –, die ihm den Weg zu ihr weisen würden.

Wenn er an sie dachte, saß sie immer im Vorderzimmer und spielte Klavier. Ein Lichtstrahl, in dem Staubteilchen tanzten, fiel durchs Fenster, streifte ihren Rücken und brachte ihr Haar zum Leuchten. Musik strömte aus ihr heraus, durch ihre schönen, starken Arme, ihre kräftigen Finger, durch die Tasten aus Elfenbein und die komplexe Mechanik von Hämmern, Filz und Draht. Der Klang ergoss sich ins Zimmer und hinaus auf die Straße. Eine ganze Weile stand er einfach nur da und betrachtete sie, ihr welliges kastanienbraunes Haar, das im Licht der Sonne glänzte, und ihr kurzärmliges Kleid, meergrün oder vielleicht auch aquamarin, das lose auf ihren gebräunten Armen lag, sich in die Kurve ihrer Taille schmiegte und sich über die Rundung ihres Pos spannte. Es lag nicht einfach nur daran, dass er ein Matrose und lange Zeit auf See gewesen war – es war

etwas an diesem Mädchen, das auf einer harten Bank saß und Klavier spielte, das ihn ergriff und ihn wie angewurzelt stehen bleiben ließ. Dann drehte sich die junge Frau um und sah ihn, und irgendwie war es um ihn geschehen.

Marina. So hieß sie. Marina.

Er hatte drei kostbare Tage Landurlaub. Als die Flotte in den Hafen von Sydney einlief, beobachtete er, wie das Licht des Spätnachmittags auf dem Wasser glitzerte und die dunkelgrünen Bäume von den Steilhängen bis zu den kleinen Stränden hinunterkrochen, und war froh, am Leben zu sein. Im Hafen wimmelte es immer noch von Fähren, Schlepfern, Dampfern und Passagierschiffen – und auf den Kais drängten sich Zivilisten, die eifrig Flaggen und Fähnchen schwenkten und sie jubelnd willkommen hießen, während tausend hungrige Soldaten und Matrosen auf Fronturlaub sich auf dem Deck drängelten, um einen ersten Blick auf die Freiheit zu erhaschen.

»Was willst du als Erstes machen?«, brüllte Lamb über den allgemeinen Tumult hinweg.

»Besaufen wir uns.«

»Sollten wir uns nicht erst einen Platz zum Schlafen suchen?«

»Ist mir ganz egal. Hauptsache, erst mal runter vom Schiff.«

»Was meinst du, Steady? Irgendwelche Ideen?«

»Ich muss jemanden besuchen«, sagte Stead.

»Hey, ist sie hübsch?«

»Hat sie vielleicht ein paar Freundinnen?«

»Keine, die sich mit so hässlichen Typen wie euch abgeben würden«, antwortete Stead.

»Ach, sie ist also zu gut für uns!«

»Was macht sie dann mit einem Kerl wie ihm?«

»Komm schon, Steady. Wer ist die Gnädigste?«

- »Nur ein Mädchen, das ich von früher kenne.«
»Du hast wohl in jedem Hafen ein Mädchen, was?«
»Hey, wir reden hier über Steady.«
»Verrate uns wenigstens, wie die Kleine heißt.«

Aber mehr würde Stead ihnen nicht sagen. Fünf Jahre waren vergangen, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte, und bis vor kurzem hatte er nicht mal mehr an sie gedacht, doch jetzt, da er ihr so nahe war, hasste er jede Sekunde, die er noch auf dem Schiff festsatz, wo er doch einfach nur an Land wollte, um sie zu sehen.

Gott sei Dank – endlich war sein Dienst vorbei. Seine Füße berührten festen Boden, und er ging, nein lief fast die Straße herunter.

Irgendwie gelangte er in die richtige Bahn und fuhr im Stehen Straßen entlang, die nach wie vor vom Krieg unberührt schienen. Er hatte so viele zerstörte Hafenstädte gesehen, aber diese war immer noch ziemlich genau so, wie er sie in Erinnerung hatte: protzig und zusammengestoppelt, eine moderne Stadt der neuen Welt, jung und unfertig. Das Licht war so grell, dass es weh tat. Die Menschen waren braungebrannt, hochgewachsen, gut genährt und breiteten sich so entspannt und unbekümmert aus, dass man einen Eindruck von Weite bekam. Die Straßen waren breit, der Himmel erstreckte sich über ihnen, und die Menschen nahmen viel Platz für sich ein, aber die Münder, denen ihre Stimmen entströmten, waren so schmal wie Briefschlitze.

Die Bahn hielt ruckend und quietschend, setzte sich ruckend und quietschend wieder in Bewegung und brachte ihn rüttelnd immer näher zu ihr. Wie würde sie nach all den Jahren aussehen? Wie war für sie der Krieg? Er versuchte, sich vorzustellen, wie sie in einer Fabrik arbeitete oder Signale für die Armee entschlüsselte – das würde sie können, sie war schlau –, doch es gelang ihm nicht. In sei-

nen Gedanken war sie in jenem goldenen Moment in den letzten Tagen vor dem Krieg eingeschlossen wie ein Insekt in Bernstein.

Nun war er endlich da, an ihrer Haltestelle, also zog er an der Schnur, die Glocke ertönte, die Bahn hielt langsam, und er sprang ab, auf die Erde, die ihm nach den Monaten auf See fremdartig und unangenehm fest vorkam. Forsch schritt er auf ihre Straße zu.

Die Straße führte bis zum Hafen, und vom oberen Ende aus wirkte es, als könnte man direkt vom Bürgersteig in die Tiefe steigen. Am unteren Straßenende glitt ein Boot durch sein Sichtfeld.

Er erinnerte sich noch an den Baum vor ihrem Haus. Der blühte jetzt, und in seinem Geäst lärmten rote, grüne und blaue Vögel. Er konnte nicht sagen, ob sich das Haus verändert hatte. Zwar erinnerte er sich an den Blick durch das Vorderfenster, aber nicht an das Haus selbst.

Inzwischen war seine Sicht von Spitzengardinen versperrt. Als er durch sie hindurchspähte, erblickte er das gute Vorderzimmer mit dem riesigen Klavier, doch das Zimmer selbst kam ihm kleiner, schäbiger und enger vor. Trotzdem war es ihres. Seine Stimmung stieg. Irgendwo im Haus spielte ein Radio – also war jemand daheim. Sie vielleicht?

Er trat zur Haustür und klopfte.

Eine Frau öffnete. Sie war dünn und wirkte müde und grau – ihre Haut war fahl, als wäre sie zu Tode erschöpft. Ihm fiel allerdings sofort die Ähnlichkeit auf. Etwas an ihren Augen und auch an ihrem Knochenbau. Eine Sekunde lang dachte er, es wäre ihre Großmutter. Dann durchzuckte ihn jedoch die Erkenntnis, dass es ihre Mutter war.

»Tut mir leid, Sie zu stören, Ma'am. Mein Name ist Stead. Ich bin ein Freund von Marina.«

Ihre Augen leuchteten mit schmerzlicher Hoffnung auf.

»Haben Sie sie gesehen? Wissen Sie, wo sie ist?«, fragte sie und trat einen Schritt auf ihn zu.

1938 war er zwanzig und fuhr bereits drei Jahre zur See, auf einem Trampschiff namens *Fortuna*. Es war ein hässliches kleines Boot mit rostigweißem Anstrich und unverwechselbarem blauen Schornstein. Der Kapitän war ein Schotte mit buschigem Bart und bleichen, starren Augen, aber die Mannschaft war ein gemischter Haufen aus Iren, Brasilianern und Jugoslawen. Es gab nur zwei Amerikaner: Stead und seinen besten Freund Slick. Slick war nur wenige Jahre älter als Stead und hatte ihn, als er an Bord kam, unter seine Fittiche genommen. Bevor Stead auf der Suche nach Arbeit an die Docks gelangte, war er noch nie auf See gewesen, hatte das Meer nicht mal gesehen. Slick hatte seine Ausbildung an Bord und darüber hinaus übernommen, hatte ihm beigebracht, wie man das Deck schrubbte und den Kessel heizte und, noch viel wichtiger, wie man Mädchen und Sprit, Essen und Spaß in den entlegensten Winkeln der Erde fand. Seit Stead die *Fortuna* betreten hatte, die, wie sich herausstellte, nur ziemlich selten nach Amerika fuhr, war er überall gewesen – in Wladiwostok, auf Madagaskar und den Falklandinseln –, aber meist hatten sie in Südostasien zu tun. Nach ein paar Monaten waren sie in Sydney gelandet, um Kaffeebohnen und Elfenbein aus- und Passagiere und wollene Unterhemden einzuladen. Da sie nur für drei Tage im Hafen liegen sollten, waren die beiden Amerikaner direkt nach dem Löschen der Fracht von Bord und unterwegs. In null Komma nichts hatte Slick ein Mädchen klargemacht – »Die Kleine ist eine echte Augenweide, Stead!« – und sich für den Abend verabredet.

Slick und Stead – das klang wie eine Nummer beim Variété, und das waren sie auch. Slick war der redselige

Frauenliebhaber voller Witze, Pläne und Sprüche, die die Mädchen zum Lachen brachten. Stead war der Stichwortlieferant, der die Pointen vorbereitete und die nicht so hübschen Freundinnen der hübschen Mädchen begleitete. Er hatte immer genug Geld in den Taschen, um das Bier und die Taxis zu bezahlen, bewahrte seinen aufbrausenden Freund vor Schlägereien und rettete ihn ein-, zweimal nur durch sein gesetzestreu und verlässlich wirkendes Auftreten vor dem Kittchen.

»Sie hat auch eine Freundin für dich, Stead. Hört sich an, als wäre sie genau dein Typ.«

»Also hässlich?«

»Nett. Ernsthaft«, erwiderte Slick lachend.

»Geht also zum Lachen in den Keller.«

»Wenn sie Roma nur ein bisschen ähnlich ist, kommst du gar nicht so schlecht weg«, erklärte Slick und rieb sich grinsend vor Vorfriede die Hände. »Unser Plan ist also folgender: Heute Abend gehen wir zuerst mit ihnen tanzen – machen uns einen schönen Abend, fühlen mal vor. Wenn das gut läuft, gehen wir morgen Abend mit ihnen ins Kino – bisschen Händchen halten, bisschen knutschen, was so drin ist –, und am letzten Abend gehen wir mit ihnen in den Luna Park.«

»Und was ist da so besonders dran?«

»Dort ist es wie im Paradies«, sagte Slick grinsend. »Vertrau mir. Der Luna Park hat's bis jetzt immer gebracht.«

An jenem Abend fuhren sie mit Schwärmen von heimkehrenden Arbeitern in der Bahn und schlenderten den Hügel hinauf. Um sie herum wurden Kinder hereingerufen, setzten sich Männer und Frauen zum Tee an den Tisch, die Welt kam zur Ruhe und driftete ganz langsam auf Abendessen und Schlafenszeit zu, doch für Slick und Stead fing der Tag gerade erst an. Slick kannte ein Lokal, wo man bis

tief in die Nacht tanzen konnte. Die Mädchen warteten schon, die Jagd war daher eröffnet.

Roma hatte darauf bestanden, dass die Männer am Ende der Straße auf sie warteten, damit sie nicht von ihren Eltern gesehen wurden. Sie verkaufte Herrentaschentücher in einem Kaufhaus in der Innenstadt und hatte ihren Eltern erzählt, sie ginge mit ein paar Kolleginnen tanzen. Während sie also warteten und rauchten, fing Slick an, von den Mädchen zu schwärmen, mit denen er bei seinen früheren Besuchen in Sydney ausgegangen war.

»Edith. Meine Herren, Edith war ein Wahnsinnsweib. Blonde Haare, Titten bis hier ...«

»Sie haben alle Titten bis hier«, bemerkte Stead milde.

»Und was konnte die Kleine tanzen! Sie wollte, dass ich sie heirate, mit nach Hollywood nehme und aus ihr einen Star mache.« Slick lachte liebevoll. »Und dann Eileen. Oder wie hieß sie? Eileen? Irene?«

»Doreen.«

»Genau. Doreen. Junge, war die eine Augenweide.«

Slick brachte sich gerne in Stimmung, indem er sich an frühere Eroberungen erinnerte. Offenbar fand er das sowohl beruhigend als auch stimulierend, und Stead hatte das alles schon so oft gehört, dass es ihm zum einen Ohr hinein- und zum anderen wieder hinausging. Als er seine Aufmerksamkeit von seinem Freund abwandte, fiel ihm plötzlich auf, dass irgendwo in der Nähe Musik ertönte, klassische Musik, Klaviermusik. Zuerst dachte er, es käme aus dem Radio, doch dann merkte er, dass der Klang nicht aus einem Lautsprecher kommen konnte, dazu war er zu frisch und klar. Irgendwo in einem dieser Häuser spielte jemand Klavier.

Solche Musik hatte Stead noch nie gehört. Seine Eltern hatten, wenn überhaupt, nur Kirchenmusik gehört; und seit er zur See fuhr, war er Slick in Bars und Lokale auf der gan-

zen Welt gefolgt, wo man Musik zum Trinken und Tanzen spielte – aber so etwas niemals. Auf seinem ersten Schiff hatte der Zahlmeister ein Grammophon und sechs Opernplatten gehabt, die er immer wieder spielte. Stead verstand Opern nicht, weder die Musik noch den Text, vor allem nicht die Sängerinnen mit ihren schmerzhaft hohen Stimmen. Es war ihm unbegreiflich, wie man so klingen konnte – oder warum man so klingen wollte. Doch die Musik, die er jetzt hörte, war tief und fließend und bewegte sich rasch und rhythmisch in einer Weise, dass er ans Meer denken musste, wie es sich weiträumig und komplex verschob, so dass jeder Augenblick und jeder Tag anders waren, und darin oder besser gesagt darunter waren die Gezeiten, die das Wasser rund um den Erdball zogen und mit ihnen die Schiffe und die Menschen, die Wale und die Fische und alles Treibgut. Noch nie hatte er gehört, dass Musik derart vielschichtig und vielfältig sein konnte; bis dahin war sie immer etwas Einfaches, Unterhaltsames gewesen, das man mochte oder nicht, zu dem man tanzte oder eben nicht. Dies hier war keine Musik zum Tanzen. Er war sich nicht sicher, wozu sie überhaupt gedacht war. Aber sie sprach etwas in ihm an, und er wünschte, er fände eine Möglichkeit, darauf zu antworten. Schon fragte er sich, aus welchem Haus sie kam, da hörte er Slick sagen: »Hier ist sie ja!« Er drehte sich um und sah Slicks neues Mädels auf sie zukommen.

Roma war eine dralle Blondine, schätzungsweise nicht älter als neunzehn. Als Slick sie begrüßte und Stead vorstellte, verstummte die Musik.

»Wo hast du deine Freundin gelassen?«, wollte Slick wissen.

»Sie wohnt da drüben«, antwortete Roma. »Ihr seid früh dran. Ich wollte sie zuerst abholen, aber die Möglichkeit habt ihr mir jetzt genommen.«

»Du fühlst dich wohl nur in Begleitung sicher, wie?«, fragte Slick grinsend.

»Ach, gefährlich kommst du mir eigentlich nicht vor«, erwiderte Roma und ging ihre Freundin abholen.

Marina hatte welliges kastanienbraunes Haar und war still und zurückhaltend, wenn auch nicht unfreundlich. Eigentlich hatte Stead sie fragen wollen, ob die Musik, die er gehört hatte, von ihr gespielt worden war, doch er fühlte sich zu unbehaglich, um sie das gleich bei der ersten Verabredung zu fragen. Zuerst hatte er überhaupt nicht gewusst, worüber er sich mit ihr unterhalten sollte, aber dann war der Abend besser gelaufen, als er sich das vorgestellt oder erhofft hatte, so als hätte ein Zauber auf ihnen gelegen. Also war er am nächsten Tag wiedergekommen in der Hoffnung, noch mal die Musik zu hören, in der Hoffnung, dass sie sie spielte.

Die Straße wimmelte von Frauen, die Besorgungen machten, putzten und einkauften. Er stand an einer Ecke, hoffte, nicht verdächtig zu wirken, rauchte und lauschte und wurde dafür mit Tonleitern belohnt, gleichmäßigen, linear und monoton an- und absteigenden Tönen, die sich irgendwann in zwei Richtungen teilten wie zwei Gleise.

Ihn überkam der unbezwingbare Drang, dem Klang zu folgen, in das Fenster zu spähen und den Ursprung dessen zu finden, was ihn am Abend zuvor so bewegt und bezaubert hatte. Aber wie schrecklich wäre es, wenn nicht sie es war, die auf dem Klavier spielte. Die Magie des gestrigen Abends hatte mit der Musik begonnen, und in seinem Kopf war sie irgendwie mit dem Stoff dieser Träume verbunden, so dass Mädchen, Gefühl und Geheimnis ineinander verwoben waren. Würden sich seine Gefühle für Marina verändern, wenn sie nicht der Ursprung dieses Zaubers war?

Er zögerte, spürte, wie seine Zweifel ihm zusetzten, wollte es einerseits genau wissen, wusste allerdings, dass

die Enttäuschung das Ende bedeuten würde. Doch noch ehe er einen Entschluss gefasst hatte, ging er schon langsam die Straße entlang und blickte müßig in die Fenster jedes Hauses, an dem er vorbeikam – sie alle standen nah an der Straße und waren nur durch kleine Rasenflächen oder Blumenbeete vom Bürgersteig getrennt. Während die Tonleitern immer wieder hinauf- und hinunterliefen, versuchte er, nicht wie ein Einbrecher auszusehen. Als er ihr Haus erreichte, blickte er hinein, und da saß sie, in ihrem Vorderzimmer, im Profil, die Miene konzentriert, den Blick nach innen gerichtet. Die Tonleitern strömten in die Morgenluft, und am silbrigen Ton des Klaviers erkannte er, dass er am Abend zuvor ohne jeden Zweifel sie gehört hatte. So stand er da, betrachtete sie in ihrem aquamarinblauen Kleid, hoffte, sie würde irgendetwas spielen wie am Abend zuvor und ihm etwas von der neuen Welt zeigen, in der sie lebte, doch dann blickte sie auf und sah ihn, worauf ihre Hände verharren und die Musik verstummte. Sie lächelte ihn an.

»Du bist früh dran«, bemerkte sie.

»Tut mir leid, aber ich kann mich nicht an Sie erinnern«, sagte Marinas Mutter.

Sie saßen im Vorderzimmer und tranken Tee. Marinas Klavier stand neben ihnen, mit geschlossenem Deckel, verstaubt und bedeckt mit einem Zierdeckchen. An der Wand hingen Fotos – ein Soldat aus dem Ersten Weltkrieg, ein Hochzeitsfoto, Porträtaufnahmen von Marina und ihrer Schwester Bea, wie sie nachdenklich ins Weite blickten.

»Wann haben Sie meine Tochter kennengelernt?«

»Vor dem Krieg. Durch ihre Freundin – Roma.«

Die Mutter lächelte. »Ah ja, Roma. Ein sehr munteres Mädchen. Sie ist inzwischen verheiratet.«

»Ah«, sagte er höflich.

»Sie wohnt aber immer noch in der Nähe. Hat ein kleines Mädchen, das knapp zwei ist, und ein zweites ist unterwegs. Ihr Mann ist bei der Air Force.« Sie schwieg kurz. »Und Sie sind bei der Navy?«

»Ja. Aber davor fuhr ich auch schon zur See.«

»Also sind Sie Berufssoldat?«

»Nein, Ma'am. Nur Matrose.«

»Ach.«

Schweigen breitete sich aus, und in diesem Schweigen nahm er Missbilligung wahr. Er nippte an seinem Tee, und seine Hände kamen ihm plump und unbeholfen vor, so als könnte er jeden Moment die zarte alte Teetasse fallen lassen. Er hörte, wie sie gegen die Untertasse klirrte.

»Was ist denn jetzt mit Marina?«, fragte er. »Als ich sie kennenlernte, wollte sie nach London.«

»Ja«, sagte ihre Mutter. Sie setzte ihre Teetasse sachte auf ihrem Schoß ab und betrachtete sie. »Sie ging nach London, und als sie da war, passierte irgendetwas. Was genau, weiß ich nicht. Und dann verschwand sie.«

»Sie verschwand?«

»Das letzte Mal hörte ich 1939 von ihr, kurz vor Ausbruch des Krieges. Sie schrieb mir, ich sollte mir keine Sorgen machen, und dann hörte ich nie wieder von ihr.«

Stead wusste nicht, was er darauf sagen sollte.

Ihre Mutter stellte die Teetasse auf ein Beistelltischchen und sah ihn so direkt an, dass ihm unbehaglich wurde.

»Wie gut kannten Sie meine Tochter?«, erkundigte sie sich.

Er wusste sofort, wovon sie sprach, und im Bewusstsein dessen schoss ihm Schamesröte ins Gesicht.

»Ich kannte sie zwar nicht lange«, antwortete er, »aber ich glaube, ich kannte sie ziemlich gut.«

»Wann genau lernten Sie sie kennen?«

»Im Juni 1938.«

»Direkt danach ist sie gefahren.« Wieder schwieg sie kurz.
»Also haben Sie sie seitdem nicht mehr wiedergesehen?«

»Nein.«

»Sie haben sich in London nicht mit ihr getroffen?«

»Nein, Ma'am.« Er spürte, dass sie ihm nicht glaubte.

Er konnte sich vorstellen, woran sie dachte: Ihre Tochter war ein anständiges Mädchen, jung, talentiert und wohl-erzogen. Die Mutter war zwar inzwischen arm, aber das war nicht immer so gewesen, das sah er an ihren Kleidern, an dem feinen alten Porzellan und ihrer aufrechten Haltung. Irgendwann in ihrer Vergangenheit hatte sie Geld gehabt. Seine eigene Familie war bitterarm, und er spürte die Schande deswegen immer noch in den Knochen, so wie Dreck unter den Fingernägeln. (Er hatte seine Nägel geschrubbt, bevor er hierherkam, doch der unsichtbare Dreck, der Dreck der Herkunft, das Eigentliche, war immer noch da.) Und jetzt saß er hier und trank Tee, kam sich vor wie ein Elefant im Porzellanladen und gab sein Bestes, wie ein Gentleman zu wirken, während er in Wirklichkeit nur zur See fuhr, nicht bei der Marine, sondern als stinknormaler Seemann. Wie kam einer wie er dazu, hier aufzutauchen und nach ihrer Tochter zu fragen? Im besten Fall gefährdete es ihren guten Ruf. Im schlimmsten Fall war es fragwürdig oder sogar verdächtig. Schließlich wurde ihre Tochter nun vermisst.

»Ma'am, hoffentlich denken Sie nicht schlecht von mir, weil ich einfach so hier auftauche. Marina ist ein nettes Mädchen. Ein richtig gutes Mädchen. Sie hat nicht – ich meine, ich würde nie –« Er merkte, dass er ins Stammeln geriet und rot wurde. »Tut mir leid, dass ich Ihre Zeit in Anspruch genommen habe.« Er stellte seine Teetasse ab und stand auf. »Ich sollte jetzt besser gehen.«

Marinas Mutter stand ebenfalls auf. »Es tut mir sehr leid, Mr Stead. Aber es scheint, Sie haben Ihre Zeit vergeudet.«

»Vielleicht taucht sie ja wieder auf«, sagte er und hörte selbst, wie unbeholfen und plump sich das anhörte. »Es ist Krieg – ich meine, da weiß man nie –«

»Da haben Sie wohl recht«, entgegnete sie mit spröder Stimme. »Man hört die seltsamsten Geschichten über Menschen, die für tot erklärt wurden und dann gesund und munter wiederkommen.«

Er wandte den Blick ab vor der schrecklichen Starre in ihrem Gesicht und fragte sich, ob seine eigene Mutter sich auch so fühlte. Das hatte er sich schon lange nicht mehr gefragt. Er war auf einer Farm aufgewachsen, die allerdings ein steter Anlass zur Sorge gewesen und Jahr für Jahr mehr zerfallen war. Und mit ihr die Familie: hier ein Bruder, da eine Schwester, bis nichts mehr übrigblieb. Das harte Leben hatte seiner Mutter zugesetzt, bis sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war, und Zärtlichkeit war als Erstes auf der Strecke geblieben. Aber sie war seine Mutter und musste ihn irgendwann einmal geliebt haben.

»Danke für den Tee«, sagte er und gab ihr die Hand.

Ihm schwirrte der Kopf, als er auf die Straße hinausstolperte. Seit er erfahren hatte, dass sie Kurs auf Sydney nahmen, hatte er sich ihr Wiedersehen vorgestellt. Würde sie froh sein, ihn noch einmal zu treffen? Überrascht? Er fragte sich, ob sie sich in all der Zeit verändert hatte. Obwohl sie nach ein paar Jahren in London sicherlich erwachsener wäre, war er doch überzeugt, dass sie im Grunde noch dasselbe Mädchen geblieben war. Seltsam, ihm war nie in den Sinn gekommen, dass sie für immer nach London gegangen sein könnte. Die Erinnerung an sie war so unauslöschlich mit Sydney verbunden – sie war ein Teil dieser Stadt, wie die-

se Stadt ein Teil von ihr war. Es fiel ihm schwer, sie sich in London oder irgendwo anders vorzustellen. In seiner Phantasie drang immer Musik aus dem geöffneten Fenster, genau wie beim ersten Mal, und wenn er ihren Namen rief, würde sie sich umdrehen und ihn sofort erkennen, und er würde sagen: »Weißt du noch, wer ich bin?«, und sie würde antworten: »Aber natürlich«, und dann würde er sie entweder küssen oder auch nicht – das hatte er noch nicht entschieden. Aber jetzt stand er hier, und alles war ganz anders. Marina war nicht nur fort, sondern galt als vermisst.

Während er mit der Bahn zurück in die Stadt fuhr, durchströmten ihn immer mehr verwirrende Gefühle. Bisher war ihm nicht klargewesen, wie sehr er sich auf ihr Wiedersehen gefreut hatte. Die Enttäuschung darüber, dass sie weg war, wich nicht mit dem ersten Schock, sondern wuchs und breitete sich aus. Je mehr die Nachricht in sein Bewusstsein sank, desto tiefer wurde seine Enttäuschung. Es war, als würde die ganze Welt an Farbe verlieren. Das kam ihm widersinnig vor, schließlich hatte er sie nur drei Tage gekannt, und seitdem war eine Menge geschehen. Sie war nur irgendein Mädchen, und die Welt war voll davon. Doch ihm fiel kein anderes Mädchen ein, das er nur halb so gemocht hatte.

Als er am Nachmittag von Bord ging, hatte er kaum darauf geachtet, was seine Kumpel vorhatten. Er war überzeugt gewesen, Marina zu treffen, und hatte nicht beabsichtigt, mit ein paar Seemännern die Stadt unsicher zu machen. Aber jetzt, da sein Plan fehlgeschlagen war, schloss er sich unwillkürlich dem Strom der Uniformierten an, die von den Lichtern von Kings Cross angezogen wurden. Seine Kumpane waren auf der Suche nach etwas zu essen, zu trinken und flachzulegen – wenn auch nicht unbedingt in dieser Rei-

henfolge –, und weil er selbst nichts Besonderes mehr vorhatte, hielt er Ausschau nach Bekannten, in der Hoffnung, sie würden dem Abend eine Perspektive geben und ihm dabei helfen, den strahlenden, strotzenden, animalischen Optimismus wiederzufinden, der ihn wenige Stunden zuvor vom Schiff hatte springen lassen.

Auf der Darlinghurst Road schlug ihm der rothaarige stoppelbärtige Lamb auf die Schulter: »Hey, Steady. Wo ist dein Mädchen?«

Die anderen umringten ihn. »Ja, genau! Wo ist die Traumfrau?«

»Die hat nur einen Blick auf ihn geworfen und gesehen, dass sie was Besseres verdient hat.«

»Falls sie überhaupt existiert.«

Seine Kumpel lachten.

Stead konnte sich nicht dazu durchringen, ihnen die Wahrheit zu erzählen – das Seltsame daran (Vermisst? Wie war das möglich?) und seine Enttäuschung. Also sagte er nur: »Sie ist weggezogen.«

»Pech«, erwiderte Lamb. »Aber was soll's, es gibt noch mehr Fische im Teich.«

»Hey, Steady, du kennst dich doch hier aus. Wo kann man in dieser Stadt ein anständiges Steak essen?«

»Vergiss doch das Steak! Wo sind die Weiber?«

Stead ließ sich von der Meute mitziehen: dem lärmenden Lamb, dem sturen Wachowski, dem unbeschwerten Lenny Green und dem witzigen, schnell redenden und impulsiven Duyker, der klein und mager war und den Hang hatte, sich in Schlägereien ziehen zu lassen. Sie schwärmten durch Straßen, die vor Männern und Frauen in Uniform wimmelten, vor Australiern, Amerikanern und anderen. Ein Flair von Karneval lag in der Luft, so als wäre Vergnügen nur kurz im Angebot, und man müsste zuschnappen, wo es sich

einem bot. Die Luft auf ihrer Haut war berauschend weich, der Himmel wurde im Schwinden des Tageslichts immer tiefer, und die jungen Frauen auf der Straße sahen braun, biegsam und wunderschön aus, jede einzelne.

Sie fanden ein Café, das gerammelt voll war mit lärmenden Seemännern, die sich Steak und Eier einverleibten, dazu randvolle Gläser mit sahniger australischer Milch und amerikanischen Apple Pie, und kaum waren ihre Teller abgeräumt, wurden sie von weiteren hungrigen Seemännern beiseitegedrängt, denn offenbar hatte die halbe Flotte ihre menschliche Fracht auf den Circular Quay gespiert. Und so fanden sich die fünf auf der Straße wieder und sahen sich nach einem Lokal um, wo sie ihr mitgenommenes Bier trinken, ein paar Mädchen kennenlernen, Musik hören und tanzen konnten.

»Hey, Kumpel«, schrie Duyker zu niemand Besonderem, als sie sich wieder der Menge anschlossen. »Wo kann man hier Tanzmusik hören?«

Sie folgten jedem Hinweis, den sie bekamen, und schoben sich durch überfüllte Clubs und Tanzlokale. Stead war es eigentlich egal, wo sie landeten, genau wie den anderen, aber Duyker hatte so seine Ansichten über Musik und außerdem die fixe Idee, dass es woanders immer besser war. Also waren sie eine halbe Stunde hier und eine halbe Stunde dort, und überall tönte Duyker, es wäre zu langweilig, zu nüchtern, zu voll mit hässlichen Mädchen, bis Wachowski genug hatte. Als sie im vierten Tanzlokal landeten und Duyker immer noch nicht zufrieden war, sagte er: »Hier gibt's Bier, hier gibt's Mädchen, die tanzen können, und ich hab keine Lust mehr, zu laufen. Du kannst dich gerne noch woanders umsehen, Kumpel, aber ich bleibe hier.« Und kaum hatte Wachowski sich einen Platz gesucht, schlossen sich die anderen ihm an, entspannten sich und fingen an, sich zu amüsieren.

Stead ging an die Bar, um Bier zu holen, Lenny suchte nach einem Tisch, und Lamb, Wachowski und Duyker machten Jagd auf Mädchen.

Schwer war es nicht. Mädchen, die vor dem Krieg nicht im Traum daran gedacht hätten, tanzen zu gehen und mit Unbekannten zu sprechen, fühlten sich in der seltsamen neuen Welt, in der sie nun lebten, befreit und hatten ihr Talent entdeckt, Spaß zu haben, zu flirten und nur den Augenblick zu genießen. Die GI, die Infanteristen der US Army, witzelten gerne, dass alle australischen Mädchen sich einen amerikanischen Ehemann angeln wollten, doch Stead konnte das nicht bestätigen. Die Mädchen, die er kennengelernt hatte, wollten nur Spaß, einfach Spaß: eintauchen in eine Welt aus Tanz und Ausgelassenheit, aus Trinken und Flirts, die nichts bedeuteten und normalerweise auch zu nichts führten. Am Ende des Abends würden die meisten von ihnen Arm in Arm mit ihren Freundinnen davonziehen und ohne einen Blick zurück den letzten Bus zu ihren Wohnungen, Unterküften oder Elternhäusern nehmen. Diese Mädchen waren nicht auf Ehemänner aus, nicht mal auf Nylonstrümpfe oder Schokolade. (Das hatte er noch nie verstanden – dachten die Mädchen wirklich, die Navy verteilte Nylonstrümpfe?) Befreit von den Beschränkungen des normalen Lebens während des Kriegs, wollten sie sich einfach amüsieren. Das war gleichzeitig faszinierend und verwirrend, denn sie waren nicht unanständig oder das, was man früher für unanständig gehalten hätte; es waren anständige Mädchen aus gutem Haus, zumindest hatte es den Anschein. (Natürlich waren es auch nicht die sittsamsten Mädchen; solche hätten nichts mit Amerikanern zu tun haben wollen, solche sparten sich für die Ehe mit einem netten Australier auf, so als wäre es allein schon Sünde, mit einem Yankee zu tanzen oder neben ihm im Kino zu sitzen.)

Mit den Biergläsern in den Händen bahnte sich Stead seinen Weg zurück zum Tisch, wo sich seine Freunde mit einer Gruppe australischer Krankenschwestern unterhielten. Die Pärchenbildung hatte schon angefangen. Stead fand sich neben einer Brünetten namens June, die eine Kerbe auf dem Nasenrücken hatte, was nahelegte, dass sie normalerweise eine Brille trug, die sie an diesem Abend jedoch zu Hause gelassen hatte. Er stellte ihr die üblichen Fragen: Woher kommst du? Bist du schon lange in der Stadt? Bist du gern Krankenschwester? Wie findest du die Musik? Und dann hörte er zu, wie sie losplapperte, seine Fragen beantwortete und über sich selbst sprach. Eigentlich fand er, dass sie sich gut verstanden, aber nach und nach beschlich ihn ein Gefühl von Einsamkeit, obwohl er nicht wusste, warum, denn June war ein ziemliches Energiebündel. Trotzdem war er erleichtert, als Lamb aufsprang und fragte: »Wer hat Lust, zu tanzen?« Stead atmete auf, als June ihn erwartungsvoll ansah, obwohl er kein großer Tänzer war, und dann bahnten sie sich alle einen Weg in die kochende Menge, die nur aus Füßen, Ellbogen und fliegenden Locken zu bestehen schien. Während er sein begrenztes Repertoire aus Schritten, Figuren und Drehungen abspulte und June so eifrig wie ein Welpen um ihn herumhüpfte, wollte die Einsamkeit nicht von ihm weichen, und wieder hatte er das Gefühl, dass etwas fehlte, etwas Entscheidendes, und dass dieses Etwas Marina war.

Während er mit June tanzte, war er mit den Gedanken in einem anderen Tanzlokal von Sydney, viel protziger als das hier, bevor der Krieg ausbrach und die Amerikaner den Jitterbug einführten, an dem Abend, als er Marina zum ersten Mal traf. Sie trug ein blaues Samtkleid, wie ein kleines Mädchen, das Prinzessin spielt, und er war ganz benommen, weil er so viel Glück hatte und sie mit ihm ausging – damals

wollten Mädchen wie sie nichts mit Matrosen zu tun haben, aber Roma war abenteuerlustig und ließ sich auf Slick ein. Stead hatte nie gelernt, wie man sich mit Mädchen unterhielt, und wenn sein bester Freund ihn tanzen sah, bemerkte er immer, er sähe aus wie ein Kalb im Sonntagsanzug. Aber irgendwie schien das alles unwichtig zu sein, denn Marina war wie jemand, der auf den Sonnenaufgang wartete: Kaum war sie über ihre anfängliche Zurückhaltung hinweg, sprudelte sie nur so über vor Fragen, Theorien und Ideen, so dass er gar nicht genug Wörter fand, um mit ihr mitzuhalten. Sie wollte alles über ihn wissen: woher er kam, was er gesehen hatte und wie die Welt war. War er in London gewesen und in Paris, in Ägypten und China? Hatte er dies gesehen und das gelesen, war er dort gewesen und hatte jenes getan? Welcher war der wunderbarste Ort, den er je gesehen hatte, und welcher der schrecklichste? Und der seltsamste? Hatte er immer zur See fahren wollen, und hatte er *Moby Dick* gelesen, und stimmte es eigentlich, dass Seeleute nicht schwimmen konnten? Sie jedenfalls konnte schwimmen wie ein Fisch, sie liebte das Wasser, sie sah sich auch gerne die Schiffe im Hafen an und fragte sich, wohin sie wohl fuhren. Er war überwältigt von ihrem verzweifelten Wunsch, das zu sehen, was sie »die Welt« nannte, und konnte ihr einfach nicht begreiflich machen, dass er anfangs nur durch reinen Zufall in einer Hafenstadt gelandet war. Er war auf einen Güterzug gesprungen, der ihn dorthin gebracht hatte, und dort hatte er gehört, dass es vielleicht Arbeit an den Docks gab, also war er dort hingegangen, hatte erfahren, dass es Arbeit auf einem Schiff gab, und sie genommen. Nicht weil er sich so entschieden hatte, sondern weil es sich anbot und damit mehrere Probleme auf einmal gelöst waren. Einmal an Bord, war es gar nicht mehr romantisch, auch nicht aufregend, sondern schwer, und die Zeit wurde ihm lang, und

die Bedingungen waren hart, und wann immer er in einen Hafen kam, war ihm nie etwas anderes in den Sinn gekommen, als sich zu freuen, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, etwas zu trinken, sich etwas anzusehen und ein bisschen Spaß zu haben, bevor es Zeit wurde, wieder in See zu stechen. Doch als er sie über einige der Dinge sprechen hörte, die er hätte sehen können, wenn er gewusst hätte, dass es sie gab – Museen, Parks, Wasserfälle, Kunstgalerien und alle möglichen ausgefallenen Orte, die er nie im Leben aufgesucht hätte –, dämmerte ihm langsam, dass er vielleicht ein anderes Leben beginnen konnte, dass die Welt nicht nur aus unterschiedlichen Biersorten in unterschiedlichen Häfen bestand, und ihn beschlich der Wunsch, der Mensch zu sein, den sie in ihm sah, damit er ihr einige ihrer Fragen hätte beantworten können.

Diese Gedanken beschäftigten ihn jetzt durch ein halbes Dutzend Tanznummern hindurch, doch dann sah er, dass June sich mit der Hand ihr Gesicht fächelte und seine Freunde zum Tisch zurückstrebten. Also sagte er: »Zeit für ein Püschchen?«, und sie nickte eifrig. Sie setzten sich, es gab noch mehr Bier und Cola, und sie begannen, sich wieder zu unterhalten, und Stead erzählte June, wie er einmal bei Tagesanbruch allein durch Bangkok spaziert war und einen Tempel gesehen hatte, der im verhangenen Morgenlicht in leuchtenden Farben erstrahlte und vor jungen Affen und Tausenden von Katzen wimmelte. Doch bevor er die ganz besondere Atmosphäre dieses Tempels beschreiben konnte – die gewesen war, als träte man aus der modernen Welt in eine stillere Vergangenheit, in der die Zeit anders verstrich –, merkte er, dass sie ihm nicht mehr richtig zuhörte. Daher verstummte er, und June stellte ihm keine Fragen mehr, und schon bald lachte sie über Lambs Witze und zeigte Stead die kalte Schulter, und als der Abend sich dem

Ende näherte, war sie die Erste, die auf ihre Uhr blickte und etwas von Bussen sagte, woraufhin er sich ohne Bedauern von ihr verabschiedete. Da die anderen Mädchen mit ihr verschwanden, befanden sich die Männer an einem weiteren kritischen Punkt: bleiben, weiterziehen oder sich langsam einen Platz zum Schlafen suchen?

»Wohin jetzt?«, fragte Lamb.

Lenny gähnte schon, wollte aber nicht der Erste sein, der aufgab. Wachowski wollte mehr Bier, Lamb wollte mehr Mädchen; Duyker stand unter Strom, zuckte geradezu, so gereizt und unzufrieden war er. Und betrunken. Sie alle waren betrunken und wollten sich weiter betrinken. Also nahmen sie alle noch ein Bier für den Weg und drängten wieder hinaus in die Nacht. Es waren kaum weniger Menschen auf den Straßen, die Stimmung hatte sich allerdings verändert. Am unsicheren Gang und den ausholenden Gesten der Passanten, an den gelockerten Krawatten der Männer und den verrutschten Frisuren der Frauen sah man, dass schon seit Stunden getrunken wurde. Die Rufe waren lauter, frivoler und fordernder, und die Atmosphäre ausgelassener Kameraderie war zu etwas Entgegengesetztem, Gefährlichem geronnen. Erst jetzt fiel Stead auf, wie feindselig manche Aussies die Amerikaner ansahen, wenn sie an ihnen vorbeigingen, vor allem, wenn diese in Begleitung australischer Mädchen waren. Er sah Männer, die in Rinnsteine brachen und gegen Wände pinkelten, und Pärchen, die in schmutzigen Gassen knutschten oder noch weiter gingen; überall wurde geschoben, gedrängelt und geschubst. Wachowski und Duyker fingen an zu streiten, ob sie in Kings Cross bleiben oder ihr Glück etwas weiter unten in Bondi versuchen sollten, wo es Duykers Aussage nach angeblich auch Tanzlokale gab. Stead stand bei ihnen auf dem Bürgersteig, um abzuwarten, wohin sie als Nächstes gingen, da trat

ein farbiger GI aus einem nahe gelegenen Café. Er hatte ein australisches Mädchen bei sich – eine Weiße –, und sie hakte sich bei ihm unter und ging mit ihm die Straße hinunter. Stead schockierte dieser Anblick. Er beobachtete das Pärchen neugierig und merkte am stocksteifen Rücken des Mannes und dem schrillen Geplapper und Gekicher der Kleinen, dass sich beide mehr als bewusst waren, wie sehr sie auffielen. Köpfe fuhren herum, und sie waren kaum zwanzig Meter gegangen, als sich ein weißer GI ihnen in den Weg stellte, die junge Frau finster anstarrte und sagte: »Belästigt dieser Mann Sie etwa, Ma'am?«

Sie drängte sich enger an den Farbigen. »Nein, wieso?«, antwortete sie. »Kein bisschen.«

Der weiße GI wandte sich an den Farbigen. »Warum verschwindest du nicht einfach?«, fragte er.

»Ich wüsste nicht, wieso«, erwiderte dieser.

Und dann eskalierte die Situation. Der weiße GI stieß dem schwarzen die Faust ins Gesicht, und seine Kameraden eilten ihm zu Hilfe. In dem Getümmel wurde die junge Frau zur Seite gestoßen und fing an, den weißen GI und seine Freunde zu beschimpfen. Daraufhin mischten sich ein paar Australier ein, vorgeblich, um sie zu verteidigen, aber sie schoben sie einfach aus dem Weg und stürzten sich auf die weißen GIs. Beim ersten Anzeichen von Ärger schnellte Duykers Kopf herum, und obwohl er weder den Anfang der Prügelei noch deren Ursache mitbekommen hatte, warf er sich mit schwingenden Fäusten ins Getümmel. Der Kampflärm war wie ein Sirenenruf, denn jetzt tauchten noch mehr GIs auf, weiße und schwarze, und Aussies auch, alle unwiderstehlich angezogen vom Tumult. Kaum war Duyker dabei, folgten Wachowski und Lamb, und schließlich blieb es Stead und Lenny überlassen, in den Strudel aus Stiefeln und Fäusten, Blut und Spucke zu waten, in den sie sich so

freudig gestürzt hatten, und sie herauszuziehen. Stead entdeckte, dass Wachowski mit einem australischen Flieger rang, und zwängte sich mit seinem großen Körper zwischen sie, um sie auseinanderzureißen.

»Lass uns verschwinden, bevor die Militärpolizei kommt«, sagte er und hielt seinen Kumpel davon ab, jedem eine zu verpassen, der ihn komisch ansah. Als er anfang, ihn zum Rand der Menge zu ziehen, ertönten Pfiffe, und allgemeines Rufen und Rennen setzte ein. Aus dem Nirgendwo traf ihn eine verirrte Faust, streifte seinen Wangenknochen und schmetterte gegen seine Augenhöhle, doch er machte sich nicht die Mühe, sich nach dem Schläger umzusehen. Als Cops und Militärpolizisten die Menge durchkämmten, zerrte er Wachowski frei und drehte sich um, um nach den anderen Ausschau zu halten. Einen Augenblick lang sah er Duyker, der konzentriert und begeistert mit gebleckten Zähnen Aussies mit Schlägen und Tritten traktierte, und kurz darauf schloss sich die Menge wieder, und er verlor ihn aus den Augen. Aber da die Militärpolizei jetzt ankam, war der Kampf vorbei, und nur die eifrigsten Schläger nahmen nicht die Beine in die Hand. Stead und Wachowski rann-ten mit der Menge, bis sie die Militärpolizisten hinter sich gelassen hatten und dann die Cafés, die Kinos und Nachtclubs, bis nichts mehr da war, wohin sie hätten gehen können, und sich nur noch der lange, langsame Abstieg in den Sonntagmorgen vor ihnen erstreckte.

»Weißt du, wo du heute Nacht schläfst?«, fragte Stead.

Wachowski schüttelte den Kopf. »Du?«

»Auch nicht.«

»Dann fangen wir wohl mal besser an zu suchen.«

Sie gingen zurück in die Stadt, in der Hoffnung, etwas in einer der Unterkünfte zu finden, die für Soldaten auf Landurlaub eingerichtet worden waren, aber diese waren alle voll.

»Versuchen Sie's mal in Bondi«, sagte eine der Frauen beim zweiten Haus, das sie aufsuchten. »Dort gibt es vielleicht noch was.«

Die Bahn ratterte mit ihnen nach Bondi Beach, doch da sah es nicht anders aus: Alle Betten waren belegt.

Also liefen sie zur Strandpromenade, wo Soldaten mit ihren Mädchen spazieren gingen.

»Sollen wir irgendwo anklopfen?«, fragte Wachowski.

Stead schüttelte den Kopf. »Ich schätze, wir übernachten am Strand«, sagte er.

Sie gingen zum Strand, der kühl und feucht war und übersät mit leeren Flaschen und Körpern, die entweder schliefen oder im Schutz der Dunkelheit miteinander herummachten. Das Meer war ruhig und schlug nur leise zischend ans Ufer. Sie gingen so lange am Strand entlang, bis sie einen relativ menschenleeren Abschnitt fanden, und ließen sich dort mit dem Gesicht zum Meer nieder.

»Das war ein guter Abend«, sagte Wachowski.

»So ist es«, bekräftigte Stead.

»Aber ich hätte jetzt nichts gegen ein richtiges Bett.«

»Ich auch nicht.«

»Andererseits: Könnte schlimmer sein, oder?«

»Zum Beispiel zurück auf dem Schiff.«

Sie grinsten und hielten immer noch ihr Gesicht zum Meer gewandt. Selbst in der Dunkelheit spürte man seine gähnende unermessliche Weite, fremd und feindselig.

»Was machen wir morgen?«, fragte Wachowski.

Sie hatten nur drei Tage Landurlaub und wussten aus Erfahrung, dass selbst die ihnen jederzeit gestrichen werden konnten. Ein Tag war bereits weg, daher wollten sie so viel wie möglich in die ihnen verbliebene Zeit quetschen, doch Stead erinnerte sich nur zu gut daran, wie unglaublich ruhig die Sonntage in Sydney sein konnten. Mit etwas Glück

konnte man ein Päckchen Zigaretten kaufen, mehr nicht. Die Kinos, die Cafés, selbst die Bibliotheken und Museen waren geschlossen. Etwas zu essen bekam man ausschließlich in Hotels, und auch das nur zu strikt begrenzten Zeiten. Seit seinem letzten Aufenthalt in der Stadt war das zwar etwas besser geworden: Man konnte auch woanders einen Happen zu essen finden und, wenn man Glück hatte, eine Dusche, aber trotzdem hatte man einen endlos langen Tag vor sich, der ausgefüllt werden wollte.

»Immerhin wäre da noch die Kirche«, sagte Stead, worauf Wachowski lachte.

Dann schwiegen sie beide, und Stead legte sich in den Sand und sah hinauf in den Himmel, der sich zugezogen hatte und den Mond verbarg. Er ertappte sich dabei, dass er an Marina dachte. Sie und er waren am Ende eines anderen langen Abends an einem anderen Strand gelandet, wo sie sich die Sterne anschauten und sich leise unterhielten, bis er sie küsste und sie ihn ließ. Was war aus ihr geworden? Wo war sie?

Geschrei und Gelächter weckten ihn am nächsten Morgen. Es war noch früh, und alles strahlte wunderschön. Der Sand war hell und sauber, das Wasser einladend blau, und überall um ihn herum sah er Männer, die sich auszogen, ins Wasser rannten und spritzend und brüllend herumtobten.

Wachowski hatte sich auf einen Ellbogen gestützt und beobachtete sie. »Willst du auch?«

»Nein«, sagte Stead. »Suchen wir uns was zu essen.«

Sie aßen und gingen dann zum Circular Quay, wo Wachowski vor der Sydney Harbour Bridge ein Foto von sich machen lassen konnte. Sie trafen auf Freunde und zogen ziellos herum, um sich die Zeit zu vertreiben. Stead schloss sich ihnen an, aber in seinem Kopf nahm langsam eine Idee

Gestalt an. Er wollte Roma besuchen – nur um der alten Zeiten willen.

Als seine Kumpel am Montag einkaufen gingen, suchte er noch einmal Marinas Mutter auf, um sie nach Romas Adresse zu fragen. Sie gab sie ihm, fügte jedoch warnend hinzu: »Vielleicht rufen Sie besser vorher an. Sie ist jetzt verheiratet.«

Da Marinas Mutter kein Telefon hatte, musste er aus einer öffentlichen Telefonzelle anrufen.

»Hallo?«

»Spricht dort Mrs Mainwaring?«

»Ja, am Apparat.« Roma hatte eine ziemlich unsichere Telefonstimme.

»Sie werden sich wahrscheinlich nicht mehr an mich erinnern, aber wir haben uns 1938 kennengelernt, vor dem Krieg. Mein Name ist Stead. Ich war ein Freund von Slick Willie Bascombe?«

»Slick Willie Bascombe«, wiederholte sie vorsichtig, und dann fiel der Groschen. »Willie! Willie aus Philadelphia! Er ist mit mir in den Luna Park gegangen und hat versucht, mir einen Teddybär zu schießen, und sich fast mit dem Typen vom Stand geprügelt, weil er argwöhnte, dass das Spiel getürkt war.«

»Es war getürkt«, warf Stead ein und lachte.

»Er war schon toll«, sagte Roma und verfiel in ihre normale Art, zu sprechen. »Was treibt er jetzt so? Seid ihr noch Kollegen?«

Stead spürte, wie etwas in ihm schlingerte, als er antwortete: »Nein, Ma'am. Nicht mehr.«

»Ach«, sagte Roma und klang leicht enttäuscht. »Wahrscheinlich hast du's schon gehört, aber ich bin jetzt verheiratet.«

»Ja, habe ich. Meinen Glückwunsch übrigens.«

»Danke.« Sie schwieg kurz. »Und, was führt dich nach Sydney? Fährst du immer noch übers blaue Meer?«

»Ich bin jetzt in der Navy.«

»Oh«, sagte sie und klang gleich munterer. »Mein Mann ist bei der Air Force. Natürlich ist er momentan nicht da. Also, warum kommst du nicht auf ein Tässchen Tee vorbei?«

»Das wäre sicher nett«, erwiderte Stead.

»Ich würde mich sehr freuen«, bekräftigte Roma. »Wie bist du übrigens an meine Telefonnummer gekommen?«

»Marinas Mutter hat sie mir gegeben.«

»Ach.« Wieder schwieg sie einen Moment. »Tja, dann komm doch vorbei, und ich mach schon mal Tee.«

Die Roma, an die er sich erinnerte, war ein abenteuerlustiges Mädchen mit frechem Blick, das offenbar für jeden Spaß zu haben war – doch Letzteres trog. Stead wusste noch, wie Slick sich nach ihrem Auslaufen darüber beschwert hatte, dass er ihr nicht an die Wäsche hatte gehen können, obwohl er sie mit Geschenken und Komplimenten überhäuft und ihr die beste Zeit ihres Lebens beschert hatte. Die Roma, die Stead nun die Tür öffnete, war hochschwanger, ihr Haar war dunkler, und ein blondes Kleinkind, das ihn mit großen Augen schweigend anstarrte, hing ihr am Rockzipfel. Das Mädchen, das er damals kennengelernt hatte, befand sich in jenem kurzen, aufregenden Augenblick vor dem Eintritt ins Erwachsenenleben, als alles noch möglich schien: Sie hatte Filmstar werden wollen, das wusste er noch, oder einen Millionär heiraten. Damals umgab sie die magische Aura sexueller Verheißung (die ihn eingeschüchtert hatte, er verstand nicht, woher Slick den Mut nahm, derart provokativ mit ihr umzugehen, obwohl es ihr gefiel). Jetzt hingegen war aus der Verheißung Realität geworden: Nicht nur ihr hochragender Bauch zeugte von Sexualität, sondern auch ihre riesigen

Brüste, ihr rundes Gesicht und ihre geschwollenen Beine. Seit seiner frühen Kindheit war Stead keiner Schwangeren mehr so nahe gekommen, und er merkte, dass er nicht wusste, wohin er schauen sollte. Ihr Körper kam ihm vor wie eine Mahnung: Du hast also von Sex geträumt? Dann sieh es dir gut an, Freundchen. Denn das genau bedeutet Sex.

Sie führte ihn in ihr Vorderzimmer – Spitzenvorhänge, das gerahmte Foto eines Fliegers mit wahrhaft prächtigem Schnauzbart – und bot ihm Tee und Scones an.

»Ich erinnere mich an dich«, sagte sie. »Slick und du wart wie Pech und Schwefel.« Sie schwieg kurz. »Reeny hatte ein Auge auf dich geworfen.«

»Im Ernst?«

»Ach, komm schon! Das war doch offensichtlich.«

»Tja, ich hatte auch ein Auge auf sie geworfen«, bekannte er scheu.

»Was du nicht sagst!«, erwiderte Roma. »Und jetzt bist du nach all den Jahren zurückgekommen, um bei ihr vorbeizuschauen.«

Aus ihrem Mund klang das dumm.

»Tja, das hoffte ich«, sagte er.

»Du warst schon immer ein Stiller. Aber vor denen muss man sich in Acht nehmen.«

Er sah sie fragend an.

»Ich muss zugeben, ich kam ins Grübeln, als sie nach London ging und sich in Luft auflöste. Ich hab mich immer gefragt, ob ihr was abgemacht hattet und du dort aufgetaucht bist, um sie mitzunehmen.«

»Ich? Nein.« Er schwieg und stellte es sich kurz vor: eines der hohen, düsteren englischen Wohnhäuser, Marinas Gesicht an der Tür, ihre Überraschung, die sich zu Freude verwandelt, als sie ihm in die Arme fällt und er sie küsst. Aber so wäre es niemals gewesen, selbst wenn er sie suchen

gegangen wäre. Als sie nach London ging, hatte sie sich bereits in ein Abenteuer gestürzt, von dem sie damals in Sydney noch nichts ahnte. Oder war es schon da gewesen, als er sie traf, hatte unter der Oberfläche geblubbert und war zu ihr hindurchgesickert? Das würde er nie erfahren.

»Glaubst du, das ist passiert? Dass sie jemanden kennengelernt hat und durchgebrannt ist?«

»Das ist die einzig vernünftige Erklärung«, sagte Roma. »Jahrelang hat sie nur davon geredet, auf diese Musikhochschule zu gehen – wirklich jahrelang. Ich hab noch nie ein Mädchen getroffen, das von Musik so besessen war. Sie hat jeden Tag geübt. Keinen einzigen Tag geschwänzt. Das heißt, jetzt, wo ich darüber nachdenke, hat sie doch ein einziges Mal geschludert: nämlich als wir mit Slick und dir zusammen waren. Damals hielt ich das für ein gutes Zeichen – ich war immer der Meinung, sie müsste auch mal fünf gerade sein lassen. Man muss doch auch mal Spaß haben. Aber als sie verschwand –« Sie verstummte. »Gut möglich, dass du für all das verantwortlich bist. Schließlich warst du der Erste, der das arme Ding auf Abwege geführt hat.«

Sie zog ihn auf, und er lachte, doch als er sie anblickte, musterte sie ihn mit zusammengekniffenen Augen.

»Ja«, wiederholte sie langsam. »Vor den Stillen muss man sich in Acht nehmen.«

Wieder spürte er, wie ein Gefühl der Scham ihm langsam aus der Brust den Hals hinauf bis ins Gesicht kroch. Er hoffte nur, Roma würde es nicht merken.

»Du und Marina wart beste Freundinnen, oder?«

»Davon gehe ich aus«, sagte Roma etwas empfindlich, als hätte die Frage einen wunden Punkt berührt.

»Ich hatte gehofft, du hättest vielleicht etwas gehört – irgendwas, das du Marinas Mutter nicht erzählt hast.«

»Wieso sollte ich was vor ihr geheim halten?«

»Vielleicht weil Marina dich darum gebeten hat.«

»Angenommen, das stimmt, warum sollte ich es dann dir erzählen?«

Wo hatte sie das nur gelernt? Dieses hochmütige, eingeschnappte, alles persönlich nehmende Beleidigte-Leberwurst-Gehabe? Die Roma, an die er sich erinnerte, lachte gerne, war unerschrocken und nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Aber jetzt schien jeder seiner Sätze ein größerer Affront. Doch ein Affront wogegen? Es ergab einfach keinen Sinn.

»Tja, weil ich gehofft hatte, sie wiederzusehen, und deine Hilfe sehr zu schätzen wüsste.«

Wieder kniff sie die Augen zusammen und musterte ihn, während sie auf ihrem Stuhl hin und her rutschte, um ihre massige Gestalt zurechtzurücken. Da bemerkte er an ihrem Leib eine verstörende Wellenbewegung, die trotz ihres Kleids zu sehen war, als etwas Winziges sich gegen ihre Bauchdecke drückte und sich in seinem warmen Nest rührte und drehte.

»Ich weiß auch nicht mehr als ihre Mutter«, erwiderte Roma. Doch sie dachte über etwas nach, und schließlich fügte sie fast widerstrebend hinzu: »Obwohl ich ein Gerücht gehört habe.«

»Was für ein Gerücht?«

»Ich kannte jemanden, der jemanden kannte, der auf demselben Schiff wie Marina war, und diese Frau hörte, dass ein alleinstehendes Mädchen auf dem Weg nach England in Schwierigkeiten geraten war. Sie meinte, alle hätten darüber geredet, aber den Namen der Kleinen hätte sie nicht herausgefunden.«

Die Vorstellung war so schockierend, dass er ein lautes Summen im Kopf hörte und den Bus, der die Straße hinunterbrummte, und das Kleinkind, das im Garten sang und

mit einem Stock herumschlug, nur noch gedämpft wahrnahm. Marina? Schwanger?

»Und du glaubst ...« Er wollte es nicht aussprechen.

»Auf gar keinen Fall«, sagte Roma und bedachte ihn mit einem harten Blick. »Ich kenne Marina. So eine ist sie nicht.«

Nun begriff er, gegen welchen Affront sie sich empörte. Hatte ihre beste Freundin ...? Wirklich? Und nie ein Wort darüber verloren?

Er wusste nicht, was er zu ihr sagen sollte.

»Aber das ist jetzt Schnee von gestern«, erklärte Roma, immer noch eingeschnappt. »Meiner Meinung nach hat sie auf dem Schiff irgendeinen Typen kennengelernt und ist mit ihm durchgebrannt.«

Er ertappte sich, dass er nickte, obwohl der Gedanke an eine verheiratete Marina schmerzte.

»Aber das erklärt immer noch nicht, warum sie sich nie bei ihrer Mutter gemeldet hat.«

»Nein«, sagte er tonlos.

»Alle waren so enttäuscht von ihr, weil sie nach alledem, was sie für sie getan hatten, nicht auf diese tolle Musikhochschule gegangen ist. Mit der Zeit wären sie allerdings darüber hinweggekommen. Das ist noch lange kein Grund, für immer unterzutauchen.«

»Nein«, wiederholte er.

»Aber das beweist wohl nur, dass man einen Menschen nie wirklich kennt. Sosehr man auch davon überzeugt ist.« Sie beäugte ihn gehässig.

»Stimmt«, sagte er. »Das ist wohl wahr.«

Furcht beschlich ihn, als er sich von Romas Haus entfernte. In seinem Magen schwappte zu viel Tee um die Scones.

Marina? Schwanger?

War das möglich? Ja.

Hat er je an diese Möglichkeit gedacht? Niemals.

Denn schließlich war es nur einmal gewesen, und die Erinnerung daran war mittlerweile nur noch verschwommen und verzerrt: sein letzter Abend in Sydney, Fish und Chips und Bier, die Lichter des Luna Park (ja, genau an dem Abend, als Slick sich fast mit dem Mann vom Schießstand anlegte) und Marina, biegsam, leicht erregbar und bereit für ein Abenteuer. Nur einmal.

Dann fiel ihm das holländische Mädchen ein.

Er hatte es in den hektischen Wochen kurz nach Pearl Harbor auf der *Fortuna* kennengelernt, als die Japaner über den Pazifik fegten und jeder, der konnte, sich auf irgendein Schiff rettete, um sich in Sicherheit zu bringen. Kabinen, Frachtraum und Deck waren bis auf den letzten Quadratzentimeter vollgepfropft mit Zivilisten aus Java, meistens Frauen und Kinder. Er hatte die junge Holländerin eines Tages im Maschinenraum entdeckt, wo sie weinend in einer Nische hockte. Er hatte ihr gesagt, dass sie nicht dort sein durfte, und dann hatte er gefragt, ob alles in Ordnung sei, und sie hatte ihn verwirrt angestarrt und ihm in einer unverständlichen Sprache geantwortet – was es war, erfuhr er erst später. Sie war groß, schön und teuer gekleidet, wie all die weißen Frauen aus den Kolonien. Ihre Haut und ihr Haar waren sehr hell, und sie hatte große blaue Augen wie Wedgwood-Untertassen voller Tränen. Sie trocknete sie sich mit einem Taschentuch und verschwand. Zwei Tage später fiel sie eine Gangway hinunter und brach sich den Knöchel. Er hatte gesehen, wie sie, sich windend und stöhnend, auf einer Bahre auf die Krankenstation getragen wurde. Der Schiffsarzt steckte ihr Bein in Gips, doch noch auf der Krankenstation passierte etwas mit ihr, etwas, was nie richtig geklärt werden konnte, aber man fand sie halb

bewusstlos in einer Blutlache. Etliche Geschichten kursierten an Bord. Einige sagten, es wäre eine Stricknadel gewesen, andere meinten, irgendein medizinisches Instrument. Sie war natürlich schwanger und fuhr nach Hause zu ihrem Mann, der offensichtlich nicht der Vater ihres Kindes sein konnte, da sie bereits seit Monaten getrennt waren. Sie überlebte zwar, weitere Einzelheiten wurden allerdings nicht bekannt. Aus dem Arzt war nichts herauszukriegen, und sie blieb für den Rest der Reise im Bett.

Zumindest war sie nicht über Bord gegangen. Das passierte häufig genug. Menschen, die in eine ungewisse Zukunft führen, Menschen mit zu vielen Geheimnissen, Problemen oder Schwierigkeiten. Sie gingen über Bord und verschwanden einfach, und wenn sie es nachts taten, bestand nicht die geringste Chance, dass man je nach ihnen suchen würde.

Ach, Marina.

Er sah auf seine Uhr. Bis achtzehn Uhr musste er sich wieder an Bord melden. Der Nachmittag neigte sich dem Ende zu, und er hatte noch die lange Busfahrt zum Kai vor sich.

Sein Landurlaub war vorbei.



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücher**fan** oder
Hobby**re**zensent?“

„Dann **lesen**,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen.de

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren